

Der Missionsbote

68. Jahrgang

Oktober 2000

Hat er dich nicht
von Jugend
auf versorget
und ernährt?
Wie manches schweren Un-
glücks Lauf hat er zurück-
gekehrt!



„Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab,
auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden,
sondern das ewige Leben haben.“ Johannes 3, 16

Allezeit für alles danken

Danken, danken immer danken, das sei meines Herzens Lust.
Die da danken ohne Wanken, denen wird es erst bewusst:
Gott hat alles schon getan, dass ich immer danken kann.

Unermesslich ist dein Lieben, o du treuer Vatergott!
Wo ist Menschenwerk geblieben? Ach, es gab viel Hohn und Spott,
Als der Sohn ans Fluchholz ging, und da unsern Lohn empfing.

Unerschöpflich ist der Segen, der aus Jesu Wunden quillt:
Denn du willst uns allerwegen umgestalten in dein Bild.
Statt zu danken für das Leid, murrten wir so manche Zeit.

Dankbar lass mich immer tragen, was dein Ratschluss zgedacht;
Und es schwinden meine Klagen, wenn du tröstest in der Nacht;
Allen Schmerz und alles Leid, wandelst du in Herrlichkeit.

Allezeit für alles danken, kann nur, wer voll Geistes ist!
Dir Herr, danken auch die Kranken, wenn du ihnen alles bist!
Dank kann nur im Herrn allein, hier schon überströmend sein.

Allezeit für alles danken, will ich lernen auf der Erd'.
Dass ich künftig ohne Schranken, dir getreulich danken werd',
dazu fülle Herz und Mund, bis zur allerletzten Stund'.

W. J. Pasedag

Nun danket alle Gott . . .

Wer kennt in der Christenheit nicht dieses wunderbare Lied?

Der Dichter desselben war Martin Rinckart, in Eilenburg, Sachsen-Anhalt. Es entstand im furchtbaren, leidvollen dreißigjährigen Krieg, also nicht etwa in glücklichen Tagen des Dichters. Martin Rinckart lebte damals als Prediger in der Gemeinde. Wie überall wütete auch dort die Pest, und er musste insgesamt 4480 Personen beerdigen, manchen Tag bis zu 70. Anschließend an die Pest folgte die Hungersnot, die noch weitere Zahlreiche Opfer forderte.

Er war voll Erbarmen und ging von Haus zu Haus, um den Menschen Trost zu spenden. Es war die Liebe Christi, die ihn drängte. Sein Mut und seine Zuversicht rissen die anderen mit und bewährten sich auch bei der Belagerung von Eilenburg durch die feindlichen Armeen.

Trotz unsagbarem Leid und Hungersnot ringsum betete er jeden Tag mit seinen Kindern das Dankgebet aus Sirach 50, 24 – 26: „Nun danket alle Gott, der große Dinge tut an allen Enden. Der uns von Mutterleib an lebendig erhält und tut uns alles Gute . . .“ Diese Verse brachte er dann in Gedichtform und schenkte der Christenheit damit eines der schönsten Lob- und Dankeslieder.



Allezeit dankbar!

„Saget Dank allezeit für alles Gott und dem Vater
in dem Namen unsers Herrn Jesu Christi.“ Epheser 5, 20

Kann man das, immer dankbar sein? Ist das nicht zuviel verlangt? Für Gesundheit, für das tägliche Brot und für die Kleidung sollten wir danken, das leuchtet uns ein. Doch

Dank

Für jeden Tag, den du, mein Gott, mir gibst,
an dem ich schmecken darf, wie du mich liebst,
für jedes Licht, das mir den Weg erhellt,
für jeden Sonnenstrahl in dunkler Welt,
für jeden Trost, wenn ich in Ängsten bin,
nimm, Herr, das Loblied meines Herzens hin!

Wenn ich oft bange denk an künft'ge Zeit,
hast du für mich ein Hoffen schon bereit.
Und wenn mich heut ein Körnlein Elend drückt,
vielleicht ist's morgen schon hinweggerückt.
Wo ich auch geh, dein Arm ist über mir,
du lässt mich nie allein – wie dank ich dir!

Für jedes Lied, das mir ein Vöglein singt,
für jede Not, die mich dir näher bringt,
für jedes Frohsein, jedes Tröpflein Glück,
für jeden friedevollen Augenblick,
für jede Wolke, die vorüberzieht,
für alles dir ein einzig Jubellied!

Für jeden Freundesgruß, der mich erfreut,
für jede Hand, die mir ein Blümlein streut,
für jedes Herz, das mir entgegenschlägt,
das mit mir liebt und glaubt und kämpft und trägt,
für all die Seligkeit, Herr, dort und hier,
in alle Ewigkeit – ich danke dir!

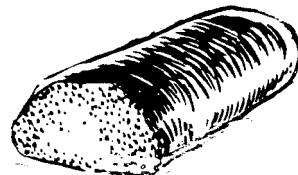
Luise Haisch-Reif

ist es nicht widersinnig, für alles Gott zu danken, sogar für die notvollen Stunden, in denen unser Herz aufschreit unter der auferlegten Last. Nein, es ist nicht widersinnig! Gerade in der Trübsal muss sich zeigen ob wir auf Gott vertrauen.

Ein Fabrikbesitzer verlor mit einem Schlag sein ganzes Vermögen. Nun lebte er mit seiner Familie in dürftigen Verhältnissen. Es fiel mir schwer, ihn zu besuchen. Wie sollte ich ihn trösten? Zaghafte betrete ich das Zimmer. Da geschieht etwas Unfassbares. Mit strahlendem Gesicht kommt dieser leidgeprüfte Mann auf mich zu und bekennt: „Sie glauben nicht, wie glücklich ich bin! Wie wunderbar ist es, wenn man jedes Stückchen Brot dankbar aus Gottes Hand nehmen darf. Jeden Tag habe ich neu erfahren, dass Gott die seinen nicht verlässt! Frü-

her war mir alles selbstverständlich, heute kann ich für alles danken!“

Das ist die Freude der Gotteskinder: Sie können für alles danken, weil sie wissen, dass alles von Gott kommt. Sie sind in seinen Händen geborgen. Wer die Treue erlebt, kann auch allezeit für alles danken.



Das Brotgewissen

Meine Großmutter war damals schon über achtzig Jahre alt. Über ihre Brille hinweg konnte sie uns Kinder ansehen, als lägen alle unsere Gedanken offen vor ihr. Sie war milde und geduldig mit ihren vielen Enkeln. Selten hörten wir ein Wort des Tadels von ihr.

Eines Mittags fragte sie mich nach der Begrüßung: „Hast du dein Brot gegessen . . .?“ „Ja“, sagte ich rasch und blickte zur Seite; denn ich hatte den nicht gegessenen Rest

unterwegs in einen Papierkorb geworfen. Doch ich fürchtete mich, es zu gestehen. Als unsere Haushilfe das Essen ins Zimmer brachte, sagte die Großmutter: „Der Junge isst heute in der Küche!“ Nichts weiter!

Als ich mein Essen einsam hinuntergewürgt hatte und mit schlechtem Gewissen wieder ins Zimmer kam, war es leer. Ich klopfte später an Großmutter's Kammertür: „Großmutter, was ist mit dir?“

„Ich will dich heute nicht sehen! Du hast gelogen!“ Ihre Stimme klang gar nicht böse, nur traurig. Es war ein schlimmer Nachmittag. Doch in den nächsten Tagen ließ die Großmutter mich nicht mehr fühlen, dass ich gelogen hatte. Sie war zu mir wie sonst. Nur ich war anders. Ich gab mir Mühe, ihr Freundlichkeiten zu erweisen und zu helfen, wo ich konnte. Da ihr das Gehen schwer fiel und abends keine Hilfe da war, hob sie den Bedarf für die Abendmahlzeit im Zimmer auf. Ein alter Schrank barg Butterdose, Salz und einige Lebensmittel hinter seinen bunten Scheiben; im untersten Fach aber lag in ein weißes Tuch gehüllt das Brot. Beim Bücken seufzte sie ein wenig, wenn sie die Lade aufzog und das Brot herausnahm. „Großmutter“, sagte ich einmal in dem Bestreben, ihr gefällig zu sein, „willst du das Brot nicht oben verwahren, dass du dich nicht so bücken musst?“ Sie richtete sich mühsam auf und sah mich an: „Nein, mein Junge, da unten bleibt es frischer. Und außerdem, weißt du, vor dem Brot kann sich der Mensch nicht oft genug bücken. Er ehrt damit Gott, der es uns gibt.“

Da drückte mir etwas den Hals zusammen. Ich dachte an meine weggeworfenen Schnitten und schämte mich. Seitdem habe ich kein Brot mehr verschwenden können – der Großmutter ernste Augen hindern mich daran und etwas, das sie damals in mir geweckt hat: Das Brotgewissen!

Andere Zeiten . . .

Der Ober wandte sich an den Herrn: „Wünschen Sie Ihr Frühstück mit oder ohne Ei?“ Der Herr überlegte, es schien, als hielt er stumme Zwiesprache mit seinem Bauch, und entschied sich dann: „Nein, bringen Sie das Frühstück ohne Ei.“

Nachdem nun der Ober das Frühstück brachte, hatte der Herr es sich anders überlegt: „Bringen Sie mir doch ein Ei, aber weich gekocht.“

Der Ober gab die Bestellung auf. Bald danach erhielt der Herr sein Ei. Aber welches Missgeschick, es war nicht weich genug. Wieder ließ er den Ober kommen: „Ich habe ausdrücklich ein weichgekochtes Ei bestellt. Wenn Sie dieses Ei weichgekocht nennen – mir ist es zu hart. Tauschen Sie es bitte um.“

Getreu dem Grundsatz, nach dem jeder Gast ein König ist, ging der Ober das Ei umtauschen. Aber es waren noch mehr Könige anwesend, und somit verging einige Zeit, bis der Ober mit dem nun wirklich weichgekochten Ei erschien. Inzwischen hatte der Herr sein Frühstück beendet, und ob ein Ei ohne Brot nicht seinem Geschmack entsprach, entzieht sich meiner Kenntnis. Er lehnte jedenfalls die Annahme ab. Das Ei landete wieder in der Küche. – –

Der Mann fror, obgleich er einen Mantel übergezogen hatte. Von Zeit zu Zeit legte er einige Zweige, die er im Wald gesammelt hatte, auf das Feuer, aber die Eisblumen an den Fensterscheiben ließen sich nicht vertreiben. Auf dem Feuer brodelte im Blechtopf eine Wassersuppe. Der Mann nahm aus einem Beutel eine Handvoll Roggenmehl, seufzte

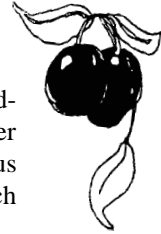
und gab, bevor er das Mehl in die Suppe schüttete, wieder ein Quantum in den Beutel zurück. Er ließ die Suppe noch einmal kurz aufkochen, dann war sein Frühstück fertig.

Du wirst nun gewiss dem Herrn im Hotel wünschen, dass es ihm auch einmal so ergehen möge . . .

Es nützt nichts, es nützt nichts. Denn es handelt sich um ein und denselben Herrn. Nur die Zeiten haben sich geändert.

Nur ein Pfund Pflaumen

Der Sommer verglühte in den Herbst. Zu beiden Seiten des Feldweges standen Sträucher mit Hagebutten. Jetzt stieg der Mond hinter dem Wald, rund und schön. Heidelinde musste an Matthias Claudius Abendlied denken. Sie ließ den Arm der Großmutter los und brach ein paar Stengel Riedgras.



„Großmutter, warum hast du das Körbchen Pflaumen von der alten Hedwig angenommen?“

„Sie hat es für den Erntedankfestaltar gegeben.“

„Schon, aber die paar Pflaumen sind, wie sie sagt, die ganze Ernte von ihrem kleinen alten Pflaumenbaum. Hätte man ihr die wenigen Früchte nicht lassen sollen?“

Die Großmutter blieb stehen und zog die Hand des jungen Mädchens wieder durch ihren Arm.

„Ich hätte das Körbchen mit Pflaumen nicht ablehnen dürfen. Opfer darf man nicht zurückweisen.“

„Opfer? Warum Opfer?“ „Komm weiter, Kind, ich erzähle es dir.“

„Du weißt, dass die alte Hedwig früher auf unserem Hof gedient hat. Auch noch nach ihrer Verheiratung, als sie mit ihrem Mann in das kleine Haus zog, in dem sie heute noch wohnt. Er hatte es von seinen Eltern geerbt. Wie sein Vater war auch er Forstarbeiter. Der einzige Sohn heiratete die Tochter eines Kleinbauern. Da die beiden keine Freude am Landleben hatten, zogen sie in die Stadt und haben sich nicht mehr gemeldet.“

Hedwig ist eine alte dankbare Frau. Ihre kleine Rente reicht zu einem bescheidenen Leben. Das Holz für den Winter bekommt sie aus unserem Wald. Sie kann sich noch ihr Essen bereiten. Nur in's Dorf kann sie nicht mehr gehen und darum auch nicht zum Gottesdienst. Das ist ihr sehr schmerzlich.“ „Dann ist die alte Hedwig eine fromme Frau?“ Heidelinde spielte mit einem Grashalm und schaute die Großmutter fragend an. Sie sagte: „Ach Kind, was heißt fromm? Mancher, der sich fromm dünkt, ist bei Gott vielleicht gar nicht bekannt.“

„Die alte Hedwig aber ist bei Gott bekannt, Großmutter?“

„Ich denke schon. Sie lebt in ihrem einfachen, kindlichen Glauben an der Hand Gottes und ist dabei fröhlich und getrost und dankbar. Sie ist dankbar für das wenige Hab und Gut, das sie besitzt. Sie ist im Sommer dankbar für den Sonnenschein, im Winter dankbar für den warmen Ofen und dass sie noch immer ohne Brille in der Bibel und im Gesangbuch lesen kann. Sie seufzt wohl manchmal, wenn das Rheuma sie plagt, aber dann ist sie wieder froh, dass es nicht schlimmer ist. Als ich sie einmal bedauern wollte und ihr anbot, auf unseren Hof zu ziehen, da wehrte sie ab und sagte: Hier ist meine Welt. Hier lebe ich und von hier will ich heimgehen. Heimgehen – darauf freue ich mich.“

Und dann hat sie die alten verkrümmten Hände gefaltet und gebetet: Himmlischer Vater, du hast mir so viel Gutes getan, und ich kann dir nichts dafür geben. Ich werde den Augenblick nicht vergessen, es ist erst vor zwei Wochen gewesen. An dem Nachmittag fing sie auch an, davon zu sprechen, dass sie etwas für den Erntedankfestaltar geben müsste.“

„Aber warum denn?“ Heidelinde stand auf und ergriff das Körbchen mit den Pflaumen. „Sie hat doch selbst nicht viel. Meinst du, Großmutter, Gott verlangt von der alten Hedwig unbedingt, dass sie sich die paar Pflaumen, es ist wahrscheinlich nur ein Pfund, vom Mund abspart und sie für die Kirche gibt? Ich kann mir nicht recht denken, dass Gott das will – oder?“

„Gott will nicht unser Obst, sondern unser Herz.“ „Na, siehst du. Also hättest du das Körbchen gar nicht annehmen sollen.“ „Ich konnte es nicht ablehnen, es ist ein Opfer. Während du heute Nachmittag vor dem Häuschen der alten Hedwig in der Sonne gesessen hast, hat die alte Frau zu mir gesagt: Es sind ja nur wenige Pflaumen in diesem Jahr, und als ich sie geerntet hatte, fiel es mir schwer, die Hände zum Dankgebet zu falten. Ich habe in manchen Jahren zwei große Körbe voll geerntet, und immer habe ich einen halben Korb davon zum Erntedankfest in die Kirche gebracht. Aber in diesem Jahr, da kann ich kein Erntedankfestopfer geben. Von den paar Pflaumen werde ich mir eine Suppe kochen.“

Dann dachte ich, die Hälfte reicht auch zur Suppe, die andere Hälfte bekommt Gott. Und ich fing an zu zählen. Da kamen mir die beiden Häuflein so ungleich vor. Gott sollte nicht betrogen werden. So holte ich die alte Küchenwaage hervor und fing an, mein Erntedankopfer abzuwiegen. Da plötzlich wurde mir erschreckend klar, was ich tat. Ich wollte Gott mein Opfer vorwiegen. War es dann noch ein Opfer?

Konnte der ewige Gott daran noch Wohlgefallen haben? Da habe ich alle Pflaumen ins Körbchen getan und Gott um Vergebung gebeten. So hat sie mir das Körbchen gegeben und gebeten, ich möge es am Sonntag auf den Altar stellen. Nur ein Pfund Pflaumen, aber ein Opfer. Verstehst du nun, dass ich es nicht ablehnen konnte?“

„Ja, Großmutter, Opfer darf man nicht zurückweisen. Du hast es selbst gesagt und nun verstehe ich es.“

Blüte und Frucht

Der furchtbare Sturm im Frühjahr hatte am Kirschbaum einen der kräftigsten Äste abgerissen, ein trauriger Anblick! Dort der große Ast am Boden und hier der entstellte Baum mit seiner Wunde und dem geringen Rest von tragfähigen Reiseren. Die Frühlingssonne entwickelt die Knospen und Triebe, und bald blüht, was noch zu blühen fähig ist. Auch der starke Ast am Boden treibt, soweit er vermag, seine angesetzten Fruchtknoten zu runden Bällchen, doch zum Aufspringen kommen sie nicht. Die knospenden Zweigenden werden vom gefallenem Ast abgeschnitten und im Wasser in der Nähe des Ofens zum Ausschlagen und Blühen gebracht, ein ganz hübscher Anblick. Eine große Schale voll blühender Kirschenzweige.

Und doch, welcher Unterschied! Wie klein und unentwickelt sind diese Zimmerblüten gegenüber denen, die sich draußen im Freien am Baum selbst entwickelt haben! Ja, nur von kurzer Dauer ist ihr Dasein, und dann werden sie gelb und fallen ab.

Unvorstellbar der Gedanke, nun zu erwarten, dass der abgebrochene Ast oder die ins Zimmer gestellten Zweige auch schon Frucht ansetzen würden. – Nein! – Während die

Blüten am Baum ganz langsam, aber ganz sicher, wenn kein Frost dazwischen kommt, zur köstlichen, saftigen Frucht heranreifen, werden die dünnen Reiser und Zweige des die Lebenskraft des Stammes und Bodens entbehrenden Astes verbrannt.

Ist das nicht ein Bild unseres inneren Lebens? Nur wenn wir am Baum des Lebens, unserem Herrn Christus bleiben (Joh. 15, 4 und 5), werden wir richtig blühen und zur Frucht heranreifen, die in die ewigen Hütten eingeheimst wird. Andernfalls sind wir Scheinblüten, Scheinchristen, die es vielleicht zu einer gewissen „Reife“ bringen, aber eben, wie es der Herr selbst sagt, nicht die Kraft haben, Frucht zu bringen und darum abgehauen und verbrannt werden. Nicht scheinen wollen wir, sondern sein!

„Gebt Gott, was Gottes ist“

Als die Diener des Herodes zu Jesus kamen und fragten, ob es recht sei, dass man dem Kaiser Zins gebe, antwortete er: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“ Wie leicht ist es, den letzten Teil dieser Antwort Jesu zu vergessen: „Gebt Gott, was Gottes ist!“ Vielfach wird dieses Gebot unbeachtet gelassen. Beständig nehmen wir allerlei Wohltaten aus der Hand Gottes entgegen und denken oft nicht daran, auch ihm das Seine zu geben.

Der Apostel Paulus gibt den Korinthern eine Anweisung über das Geben, die leider in unseren Tagen zu wenig beachtet und befolgt wird. „An jeglichem ersten Tag der Woche lege bei sich selbst ein jeglicher unter euch und sammle, was ihm gut dünkt“ („je nachdem er Gedeihen hat“ – Elbf. Übers.). Von Natur sind die meisten Menschen nicht zum Geben geneigt, wohl aber zum Nehmen. Als Christen sollten wir aber daran denken, dass wir Gottes Schuldner sind und Pflichten gegen ihn haben. Alles, was wir besitzen, haben wir erst vom Herrn empfangen; es ist daher eigentlich nicht unser Eigentum, sondern nur ein geliehenes, uns einstweilen anvertrautes Gut und Gottes Eigentum, der stets das erste und das größte Recht an allem hat, das wir als unser betrachten. Die Heilige Schrift bezeichnet uns nicht als Besitzer, sondern als Haushalter, und sind wir die Haushalter oder Verwalter, so gehört der Ertrag des Gutes oder des Geschäftes nicht soviel uns, als vielmehr dem eigentlichen Besitzer.

Wir sind unserem Gott unendlich viel schuldig, der uns „gesegnet hat mit allerlei geistlichem Segen in himmlischen Gütern durch Christus.“ Der himmlische Vater schenkte uns sein Teuerstes, seinen eingeborenen Sohn, – Der Sohn gab für uns sein Leben und sein Blut. Wie groß ist deshalb unsere Schuld!

Wenn schon selbst die weltliche Regierung Ansprüche auf unsere irdischen Güter hat, wieviel mehr Gott – er gab uns alles was wir haben, ihn sollten wir mit unserem Gut ehren und ihm damit dienen. Mit unseren Gaben können und sollen wir sein Reich bauen helfen. Jesus hat um unsertwillen allem entsagt. Jesus, der über die Maßen reich war, ist arm geworden, um uns zu helfen. Können wir „in seine Fußtapfen“ treten, ohne etwas zur Förderung seiner Reichssache beizutragen? Es ist unmöglich! Wie oft singen und sagen wir: „Alles will ich Jesu weihen, ihm gehört es ja.“ Haben wir ihm alles geweiht, oder sind es nur leere Worte, die wir aussprechen? Wolle der Herr uns helfen, uns ernstlich zu prüfen und zu sehen, dass unser Wandel auch in dieser Hinsicht mit unserem Bekenntnis übereinstimmt!

Der Apostel weist in der angeführten Stelle auf die beste Art und Weise des Gebens hin. Es ist nicht genug, dass wir dann und wann, wenn es uns eben gefällt oder passt,

etwas geben, sondern unser Geben zur Sache Gottes soll etwas Regelmäßiges sein. Gott ist ein Gott der Ordnung, und er hat auch für unser Geben hier eine gewisse Ordnung getroffen, die wir befolgen sollten. Wie weise ist diese Ordnung „an jeglichem ersten Tag der Woche“, denn das ist nicht zu oft und nicht zu selten, das macht es jedem möglich und ist von großem Erfolg. Wenn alle Kinder Gottes dies regelmäßig tun würden, so würde die Sache des Herrn rasche Fortschritte machen, und es würde auf keinem Gebiet der Evangeliumsarbeit an den nötigen Mitteln fehlen.

Diese Sammlung für den Herrn sollte nicht nur regelmäßig, sondern auch persönlich sein. „Ein jeglicher unter euch“, sagt der Apostel. Ein jeder soll sich daran beteiligen – nicht bloß die Reichen, sondern auch die Armen; denn alle haben gleiche Rechte und deshalb auch gleiche Pflichten. Ein jeder kann etwas tun; denn der Herr gibt jedem so viel, dass er damit ihm dienen kann. Jene Witwe im Tempel war gewiss sehr arm; „zwei Scherflein“ waren ihr ganzes Vermögen, und doch unterließ sie es nicht, das Wenige und zugleich alles, was sie hatte, in den Gotteskasten zu legen, was ihr der Herr sehr hoch anrechnete und uns zur Nachahmung empfahl. Es kommt dem Herrn nicht auf das Viele, sondern auf den Beweggrund des Gebens an. Es ist deshalb verkehrt, gar nichts zu geben, weil man nicht viel geben kann. Kannst du nicht zehn Pfund bringen, so bringe dem Herrn wenigstens das eine Pfund, das du empfangen hast, damit du nicht als unnützer Knecht erfunden werdest.

Unser Geben soll freiwillig sein

Gott will nichts Gezwungenes, sondern freie Gabe der Liebe: „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.“ Im alten Bund bestimmten gewisse Gesetze, wieviel ein jeglicher geben sollte; allein unter der christlichen Haushaltung, deren Wesen Gnade und Freiheit ist, soll uns nicht das drohende Gesetz, sondern die seligmachende Gnade Gottes und die Liebe zu Jesus zum Gehorsam, wie auch zur Darbietung der dem Herrn schuldigen Opfer bewegen.

Auf dem Geben ruht ein großer Segen. Nirgends in der Schrift finden wir, dass das Nehmen die Verheißung eines Segens hatte, wohl aber das Geben. „Geben ist seliger denn Nehmen“ (Apg. 20, 35). „Gebet, so wird euch gegeben“ (Luk. 6, 38). Die Witwe zu Zarpath hatte nur noch ein wenig Mehl und ein wenig Öl; sie teilte es aber mit dem Propheten des Herrn, und folgedessen hatte sie genügend während der Zeit der Teuerung. Das Geben hat stets einen doppelten Segen: Den, den man dadurch stiftet, und den, den man dadurch empfängt.

Die Freigebigkeit ist eine Frucht, sowie ein Zeichen des geistlichen Lebens, und unser Geben oder Nichtgeben für Gottes Sache ist das Thermometer unseres Christentums und unseres Seelenzustandes. Wie einer zu seinem Geld steht, so steht er auch zu seinem Gott; und wer nichts für seinen Herrn übrig hat, ist nur dem Namen nach ein Christ! Maria erhielt das schöne Zeugnis: „Sie hat getan, was sie konnte.“ Könnte das von dir auch gesagt werden?

„DER MISSIONSBOTE“,
ein christliches Blatt, das monatlich im
Interesse der Deutsch-Kanadischen Mission
herausgegeben wird.

Zeugnisse, Berichte und kurze Artikel
bitte an den Editor senden:

Harry Semenjuk
10024-84 Ave.

Edmonton, AB T6E 2G5 Canada
Tel.: (780) 439-3514; Fax: (780) 433-1396
Email: hsem@iname.com

„Der Missionsbote“ is published monthly by
The Canadian Mission Board of the German
Church of God.

Printed by Christian Unity Press,
York, Nebraska 68467 U.S.A.